Dem „Jugendfreund“ zum Gruß!

Glück auf, Glück auf zum neuen Jahr,
Du lieber Jugendfreund!
So rufet deiner Leser Schar,
Die du um dich vereint.
Wie du so treu Dich hast bemüht,
Uns Kinder zu erfreu'n
Im alten Jahr, das von uns schied,
O thu es auch im neu'n.
Der liebe Gott, er segne dich
Und laß dirs wohl gelingen.
Das ist der Wunsch, den inniglich
Wir dir von Herzen bringen.

Ein treuer Abonnent.

Aus Kleinem wird Großes.

Von Moritz Grünfeld-Schwersenz.

Gar vieles erscheint euch klein und unbedeutend, und ihr geht achtlos und mit Gleichgiltigkeit darüber hinweg, ohne zu bedenken, daß aus Kleinem Großes werden kann, daß der Keim zum Guten hohe Tugenden erwecken, ein kleiner Fehler zum schrecklichen Laster sich entwickeln kann.

Aus dem kleinen Samenkorn, das du in den Boden streust, wird eine reife volle Ähre; aus dem Kern, den du in die Erde pflanzest, wird ein mächtiger fruchttragender Baum. Winzige, vom Wind verstreute Samenkörnlein wuchern rasch zu verherendem Unkraut empor.

Stilles Mitleid mit seinem Nebenmenschen führt zur Barmherzigkeit, zum Wohlthun, zur Selbstlosigkeit; Neid zur Habsucht, zum Haß und zum Verbrechen. (Denket an Kain und die Brüder Josephs). Wie das kommt, werdet ihr bei einigem Nachdenken selbst heraus finden.

Ich merke aber, ihr verlanget faßbare, in die Augen fallende Beispiele; ich will euch einige vorführen.

Wie es bei jedem einzelnen von euch im Hause gehalten wird, das weiß ich nicht; aber soviel ist mir bekannt, daß da und dort viele Kleinigkeiten, die als solche doch immerhin einen — wenn auch nur winzigen

— Wert haben, als ein reines Nichts ge- und beachtet werden. In wie vielen Familien werden Apfelsinen- und Citronenschalen, ja Brot- und Semmelreste, alte Korken und Zigarrenabschnitte und dergl. mehr als ganz „wertlos" weggeworfen! Und doch hat beispielsweise das bloße Einsammeln von Zigarrenabschnitten und Zigarrenbändchen große Summen Geldes eingetragen, das verschiedenen wohlthätigen Zwecken dient, für Schwache und Kranke, für Witwen und Waisen.

Vielleicht hat der eine oder der andere von euch auch schon von dem armen italienischen Knaben gehört, der die weggeworfenen Apfelsinenschalen auflas, sie verkaufte und allmählich diesen kleinen Handel vergrößernd, es zum wohlhabenden Manne brachte.

Sicherlich erscheinen in eurem Elternhause von Zeit zu Zeit sogenannte Kollecten oder Sammellisten für wohlthätige Zwecke: für durch Wasser, Feuer, oder Erdbeben Verunglückte, für Notleidende aller Art, und alle, die hierzu ihr Scherflein, sei es viel oder wenig, jeder nach Verhältnis, beigetragen, empfinden eine wahre Herzensfreude, wenn sie erfahren, daß durch das ersprießliche Ergebnis der Sammlung die Not und das Elend so vieler gelindert, manche Thräne getrocknet wird.

Aber auch an euch, liebe Kinder, kommen Purim- und Chanukahkollecten, die euch ermuntern sollen, von eurem Taschengelde für arme Waisenkinder eine Spende zu reichen.

Ich zweifle nicht daran, daß der größere Teil von euch dies gern und willig thut, und ihr habt wohl auch schon die gedruckten Berichte über eure Sammlungen zu Gesichte bekommen und mit herzinniger Befriedigung daraus ersehen, daß aus euren Pfennigen und Nickeln eine Menge Mark geworden sind, die für Nahrung, Kleidung und Erziehung armer Waisen Verwendung gefunden.

Wir wollen hier zu Nutz und Frommen mancher ein kleines Rechenexempel aufstellen:

Angenommen, eine Schule hätte 30 Schüler. Diese vereinigen sich in der löblichen Absicht, für einen guten Zweck wöchentlich nur einen Pfennig beizutragen. Das ist ja wenig, kaum der Rede wert, höre ich euch sagen. Das macht aber wöchentlich 30 Pf., und da ein Jahr bekanntlich 52 Wochen hat, so macht das jährlich 52 × 30 Pf. das sind 15,60 Mk. Das ist doch immerhin etwas, und wenn dies nur in 100 Schulen mit 30 Schülern geschieht, so habt ihr aus euren Pfennigen die Summa 1560 Mark gesammelt. Damit läßt sich schon was anfangen.

Oder, da ich eben für den „Jugendfreund" schreibe. Dieser kann doch beim besten Willen eures „Onkels" nicht umsonst ins Haus geliefert werden; denn Papier, Druck u. s. w. kosten Geld, und die Post befördert den „Jugendfreund" auch nicht umsonst. Wer also diese belehrende und unterhaltende Zeitschrift lesen will, der wird schon vierteljährlich die eine Mark spenden

müssen. Ich will es aber gern glauben, manchem von euch ist es nicht möglich, die Mark aufzubringen, und ihr möchtet doch so gerne regelmäßig den „Jugendfreund" erhalten. Nun vernehmet, wie leicht und billig ihr das erreichen könnt. Von acht Schülern zahlt jeder nur einen Pfennig pro Woche, das ergiebt, das Vierteljahr zu 13 Wochen gerechnet, 1,04 Mk., demnach noch einen kleinen Ueberschuß. Und wenn sich in einer Schule mehrere solche kleine Gesellschaften bilden, so wächst damit die Zahl der Abonnenten, daß dadurch euer „Onkel" in die Lage kommt, euch noch viel mehr Gutes und Schönes zu bringen.

Neben dem Genuß der Unterhaltung und Belehrung habt ihr noch den Vorteil, euch an Ordnung und Sauberkeit gewähren zu müssen; denn selbstverständlich sind diese Eigenschaften erforderlich, wenn keiner der Leser zu kurz kommen soll. Wenn nun die einzelnen Nummern hübsch beisammen sind — und das hat einer aus dem Leserkreis pflichtgemäß zu besorgen — dann laßt den ganzen Jahrgang binden, und eure Schülerbibliothek hat ein wertvolles Buch mehr. Den Ueberschuß sammelt ihr so lange, bis ihr für eure Schule auch noch die schönen Bändchen der „Israel. Jugendbibliothek" anschaffen könnt.

Ihr seht also: „viele Wenig machen ein Viel," wie das Sprichwort sagt.

Weiter! Ihr wißt, Höflichkeit kostet nichts, und doch ist diese eine sehr empfehlenswerte Tugend, die schon so manchen, der sie mit Aufrichtigkeit übte und zu Glück und Ehren verholfen hat.

Nun wollen wir uns nach der Schattenseite wenden und — ich sehe es im voraus — wir werden der abschreckenden Beispiele leider mehr finden, als uns lieb sein kann.

So kannte ich einen Knaben, sonst ein lieber, freundlicher Bursche, aber etwas leichtsinnig, wir wollen sagen flatterhaft. Dieser dachte nur an die Gegenwart und genoß diese nach seiner Weise mit vollen Zügen, oft bis zur Ermattung; denn beim Spiel mit seinen Kameraden war er stets obenan. Eines Tages kam er aus der Schule, warf seine Büchermappe ab, nahm sich kaum Zeit zum Vesper, und dann gings, heidi! hinaus auf den Spielplatz. Nachdem er sich längere Zeit getummelt hatte, kehrte er heim, und da er ermüdet war, schlief er ein — ohne seine Schularbeit gelöst zu haben, woran doch ein fleißiges, gesittetes Kind zu allererst zu denken hat. — Das war der erste Fehltritt unseres wilden Bürschchens. No. 2 kam am folgenden Tage nach; denn da Karlchen, so hieß der Knabe, in der Schule seine schriftliche Arbeit vorlegen sollte, kam ihm, wenn auch schweren Herzens, eine Unwahrheit über seine Lippen; er sagte nämlich, er habe die Arbeit gemacht, sein Heft aber zu Hause vergessen. Der Lehrer merkte wohl, was die Glocke geschlagen; da er aber sonst mit dem Knaben einigermaßen zufrieden wahr, ließ er es sich mit einem bedeutungsvollen Blick genügen, den aber Karl in seiner Verwirrung nicht zu verstehen schien.

Aber der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Bald darauf brachte der Knabe bei einer fehlenden Arbeit dieselben Ausflüchte vor. Er wurde von dem Lehrer nach Hause geschickt, um das Heft zu holen. Jetzt kommt No. 3; denn Karl kam bald mit der dreisten Meldung zurück, die Wohnung sei verschlossen, was sich aber als Lüge erwies, als der Lehrer einen anderen Knaben zu Karls Eltern schickte. Es ergab sich, daß der dreiste Lügner an die Ausarbeitung seiner Aufgabe gar nicht gedacht habe.

Zur Ehrenrettung Karlchens muß ich euch sagen, daß er als guter Eltern Kind sich die Sache ernstlich zu Herzen nahm, noch rechtzeitig vom bösen Wege umkehrte und von nun an seinen Pflichten g treulich nachkam, sich auch erst dann im Freien erholte, nachdem er seine Schularbeiten mit gehörigem Fleiß erledigt hatte. Dann erst genoß er mit um so größerem Behagen seine Erholung.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Brüder.

Von Elise Polko.

In der engen Gasse einer Handelsstadt lebte vor nunmehr siebenzig Jahren eine arme Jüdin, die sich vom Ein- und Verkauf alter Kleider notdürftig ernährte. Sie hatte einst bessere Tage gesehen und in einer recht glücklichen Ehe gelebt: ihr Mann starb aber am Nervenfieber, als sie ihm kaum drei Monate vorher ein munteres Zwillingspaar geboren, kräftige Knaben, auf die beide Eltern nicht wenig stolz waren. Isaak hatte eben ein kleines Geschäft begonnen, seine Unternehmungen wurden von Erfolg gekrönt; er blickte froh hoffend in die Zukunft seiner Kinder; da kam der Tod und machte plötzlich allem Sorgen und Schaffen ein ewiges Ende, und die fleißigen Hände, die sich so unermüdlich geregt, lagen nun starr und gelähmt auf der stillen Brust des Toten. Sarah nahm zerriss'nen Herzens ihre beiden Kinder, ging mit ihnen zum Rabbi und fragte ihn um Rat, was sie beginnen sollte in ihrer großen Not und Verlassenheit. Und der Rabbi sprach mit den altesten der Gemeinde, und sie traten alle zusammen und halfen und rieten, so viel sie konnten, und nach vielen durchweinten Tagen und schlaflosen Nächten war die arme Frau im Stande, durch mühselige Thätigkeit ihr und der Kinder Leben zu fristen. Die Brüder wuchsen unter Mangel und Entbehrung auf und hatten das sechste Jahr erreicht, als sich bei beiden eine Eigenschaft entwickelte, die gar bald die Aufmerksamkeit aller, die mit den Kindern in Berührung kamen, in hohem Grade auf sich zog. Beide zeigten nämlich eine ungewöhnliche Vorliebe für Musik, eine auffallende Achtsamkeit für jeden Ton, der in ihrer Nähe laut wurde. Jacob lief jeder Trompeter nach, trieb sich vor allen Garten-Concerten herum und ging oft stundenlang mit den Drehorgelspielern von Haus zu Haus, wußte genau ihre Einnahme zu berechnen,

sammelte auch zuweilen, um einige Pfennige, für die Musikanten ein. Sein äußeres war unschön, seine Figur plump, die Haltung gebückt, der Gang hastig und ungeschickt, die Bewegung eckig. In den schmalen, schwarzen Augen lag eine Welt von Willenskraft und Beanlagung, und in ihrem Aufblick Kälte und Schlauheit. — David war ganz das Gegenbild seines Bruders, sehr groß für sein Alter, schlank, von leisem und scheuen Wesen und von jener vollen und schwermütigen Schönheit, von jener Formenbildung, die, wenn sie in reiner und ausdrucksvoller Weise erscheint, ganz unwiderstehlich anzieht und fesselt. Sein Blick war hinreißend in seinem melancholischen Feuer, die Gesichtsfarbe ein matter, bräunlicher Ton, doch ohne Wangenrot, die Zähne wunderschön und das tief schwarze Haar leicht gelockt. Wie oft blieben Frauen und Männer bewundernd stehen vor dem ärmlich gekleideten Judenknaben und schenkten ihm freiwillig eine Kleinigkeit, Geld, Blumen, Näschereien, die er alle sogleich zu seiner Mutter brachte. Als ganz kleines Kind achtete er schon auf das Summen des Wasserkessels, auf das Zirpen des Heimchens und das Gezwitscher der Vögel, und später konnte er stundenlang an einem kleinen Wasserfall sitzen, der die Promenaden der Stadt schmückte, und auf das Geräusch der fallenden Tropfen hören. Vor den Kirchenthüren den Klängen einer Orgel zu lauschen, war die höchste seiner Freuden, und da achtete er weder Frost, noch Sonnenglut, geduldig harrte er auf den Steinen, bis die wunderbaren Töne herangezogen, um ihn anzuhauchen mit ihrer heiligen Glut. Einmal im strengsten Winter fand ihn der alte Dom-Organist halb erfroren an einer Seitenthür kauern, und als das Kind auf seine dringenden Fragen dem warmblickenden Musiker erzählte, was ihn auf diese Schwelle bannte, wies dieser ihm für jeden Gottesdienst ein verstecktes Plätzchen in der Nähe der Orgel an. Auch lud er ihn in sein Haus ein, und als der Knabe wirklich einmal freudezitternd kam, spielte er ihm Bach'sche Fugen und Choräle vor. Leider währte dies Glück nur kurze Zeit: der alte Mann starb, und sein Nachfolger war weniger herzenswarm gegen den armen Judenknaben. Im Sommer begleitete David seinen Bruder in jene öffentlichen Gärten, in denen Musikchöre spielten, zu welchem Genuß das Publikum sich zu drängen pflegte. Die Kinder durften natürlich nur draußen stehen, aber da ersann Jacob allerlei, um einen kleinen Gewinn zu erzielen. Bald trat er, die Schuhbürste in der Hand, dienstfertig den Ankommenden entgegen und säuberte geschickt die bestäubten Stiefel der jungen und alten Herren; bald bot er selbstgeschnitzte Zahnstocher feil, bald saubergedrehte Fidibusse, zuweilen auch Sträußchen einfacher Wiesen- und Waldblumen, denen er aber durch zierliche Anordnung ein gewisses Ansehen zu geben verstand. Er nahm auch immer einige Groschen ein, die er zu Hause in ein altes Tuch band und in sein Kopfkissen versteckte. David war zu alle dem nicht zu gebrauchen. Er saß still hinter der Hecke, möglichst entfernt vom Orchester, damit die Töne recht gedämpft und verworren zu ihm drangen und seine Phantasie sie sich zurecht-

legen konnte zu Accorden und Melodieen, wie seine Seele es träumte. Kam er nach Hause zurück, so sang er leise stundenlang vor sich hin und bürstete dabei die alten Kleider, die seine Mutter austragen wollte, mit einem fast strahlenden Gesicht. Jacob schalt ihn oft träg und ungeschickt; David gab ihm mit thränenfeuchten Augen Recht, versuchte wohl auch mit Blumen an den Gärten sich aufzustellen, aber wenn der erste Ton die Luft durchzog, fing er an zu zittern, ließ die Blumen fallen, oder schüttelte sie dem ersten besten Kinde in den Schoß und kroch in sein Winkelchen.

„Mutter, wenn Du nur einmal dabei sein und hören könntest, was ich höre!" sagte er oft beim Schlafengehen zur armen Sarah, die am späten Abend die Garderobe ihrer Kinder auszubessern pflegte, damit sie ordentlich einhergehen möchten, „Du würdest Deine ganze Plage vergessen und Dein schweres Leben und reich und froh werden, wie ich! Versuchs einmal!" — „Da sollte es schlimm aussehen um uns, wenn die Mutter sich bei der Musik hinstellen und zuhören wollte", warf Jacob unfreundlich da zwischen; „wer sollte uns denn zu essen und zu trinken schaffen? Du vielleicht?" Und David wandte sich traurig ab, Sarah aber streichelte sanft und innig das weiche Haar ihres Lieblings und sagte: „Wenn Euer Vater noch lebte, hättet ihr wohl ein Instrument lernen können, und wer weiß, ob nicht gerade David seine Eltern reich gemacht."

Die Knaben waren etwa elf Jahre alt geworden, als ein unbedeutender Zufall über ihr ferneres Geschick entschied. Ein berühmter Claviervirtuose besuchte auf seiner Reise nach Wien die Vaterstadt der beiden Brüder und kündigte daselbst ein Concert an. Sein Ruf hatte die halbe Welt durchflogen; man drängte sich also zu den Billets, obgleich sie zu einem hohen Preise verkauft wurden. Jacob und David standen schon lange vor Beginn des Concerts am Eingange des Saals; ersterer hatte sich dicht an die Kasse gedrängt und zählte voller Staunen mit den Augen die Einnahme des Billetverkäufers. „Wer es auch so weit bringen könnte," sagte er halblaut zu seinem Bruder. „Wir wollen bitten, vielleicht läßt man uns hinter der Thür lauschen," erwiderte dieser, den Ausruf anders deutend. Die Knaben baten den Portier, dieser aber wollte nichts davon hören und nichts erlauben. „Was versteht Ihr Judenjungen von Musik!" sagte er roh, „was kann Euch daran gelegen sein, hinter der Thür zu frieren?" — „O für die Musik könnte ich noch mehr als das," rief David. „Nein, das ist wahr, hinter der Thür hilft's mir nichts," setzte Jacob hinzu, „da kann ich ihn nicht spielen sehen, und ich muß es ihm abgucken, ich muß reich werden, wie er!"

„Hier sind zwei Karten für die Kinder," sagte ein blasser Herr, der unbemerkt herauf gekommen und einen Teil des Gespräches gehört hatte; „und nach dem Concerte wartet auf mich, ich will noch mit Euch reden." Der Castellan verbeugte sich tief. „Das war Er," sagte er nach einer Pause, fast feierlich zu den erstaunten Knaben. „Er sieht aus wie andere Menschen

auch," murmelte Jacob, „seine Kunst kann also kein Hexenwerk sein!" David küßte die Karte und preßte sie fest zwischen seine Hände, ängstlich um sich blickend, ob auch niemand den Schatz ihm zu entreißen trachte. Das Concert begann mit Mozart's Ouverture zum Don Juan. Jacob hatte dreist seinen Platz dicht am Orchester gewählt, er wollte durchaus den Künstler spielen sehen; mehr verlangte er nicht. David war von ihm weggedrängt worden und saß hinter einer Säule am Ende des Sales. Als nun die großartige Musik daher geschritten kam und wie ein Simson an der Säule rüttelte, die den bebenden Knaben verbarg, da zerriß der Schleier vor seinen Augen; das ist wahre Musik, fühlte er, erkannte er. Seine Hände fielen zitternd ineinander, sein erschütterter Körper lehnte sich gegen die Säule; so empfing er den Gruß des hehren Mozart-Genius. —

Es giebt bevorzugte Seelen, denen in einem Momente der Entzückung das Verständnis von Dingen aufgeht, über denen die meisten anderen ein Menschenleben lang vergebens brüten. So David. Er begriff die Herrlichkeit Mozart's, dessen Namen er mühsam auf dem Programm zu entziffern vermochte, Dank sei es seiner Judenschule. „Solche Wunder schaffen, wie er!" dachte er immer und hörte nicht, wie der fremde Virtuose in kunstvollen Gängen auf- und niederwogte, stürmte, säuselte und flog, er hörte nicht den Beifallssturm der Menge, er kam erst wieder zu sich in den warmen Wellen des blumengeschmückten Stromes der Pastoralsymphonie Beethovens. Träumend ließ er sich am Schlusse des Concerts vom Bruder fortziehen, träumend hörte er die Frage des fremden Künstlers: „Was wollt ihr denn werden, Ihr armen Schelme?" Da überflutete ihn plötzlich eine helle Begeisterung, und er hob die wunderschönen Augen auf zu dem Frager und sagte fest: „Ich will ein Mozart werden!" — „Und ich will spielen lernen und Geld verdienen, wie Ihr!" rief Jakob. Und der reiche berühmte Virtuose lachte und erbot sich, beide Knaben nach Berlin zu bringen, dort einem tüchtigen Lehrer zu übergeben und auf seine Kosten sie zwei Jahr lang in der Musik unterrichten zu lassen. Man erstaune nicht allzusehr, es war kein Edelmut, der den Künstler zu dieser allerdings auffallenden Handlung trieb, auch kein wahres tiefes Musikinteresse: es war eben nur eine Laune. Der große Herr wünschte auf eine recht pikante Weise ein stürmisches Interesse zu erregen und griff zu diesem ihm in den Weg tretenden Mittel. Sein Zweck wurde vollständig erreicht, was ihn sehr vergnügt machte; die romantische Geschichte machte die Runde durch alle Zeitungen, begleitet von den ganghaftesten Zusätzen und Randglossen, die alle seiner erstaunenswerten Großmut galten. In zwei Jahren komme ich selbst nach Berlin," hatte er zu den Knaben gesagt, „dann werde ich sehen, was Ihr gelernt; für den, der fleißig war, werde ich weiter sorgen!"

Nach der armen Sarah fragte natürlich niemand. Das Judenweib wird froh sein, die Kinder los zu werden, dergleichen Gesindel verschachert ja

alles„! hieß es. — Sie sträubte sich auch freilich nicht, die treue Mutter, als man sie von dem Plane des großmütigen Künstlers in Kenntnis setzte. „Ihr werdet's besser haben als bei mir," sagte sie beim Abschiede und weinte auch nicht. Gott aber sah ihre heißen Thränen, sah ihr Händeringen, als sie nun einsam war, er hörte den Schrei des schmerzzuckenden Mutterherzens. Nachher ging sie wie sonst und verkaufte alte Kleider, lief hin und her, nur alterte sie rasch, trug sich gebückter, und ihre Augen waren immer rot. Es fragte sie aber kein Mensch weshalb. — „In zwei Jahren bin ich Mozart geworden, und dann komme ich und hole Dich!" hatte David beim Abschied gesagt; daran dachte Sarah immer und immer. —

(Schluß folgt.)

Mahlzeit und Gastmahl

in Bibel und Talmud.

Von Dr. Adolf Rosenzweig, Rabbiner in Berlin.

1. Die Festsetzung bestimmter Essenszeiten bei den Völkern hängt von deren Hauptbeschäftigung und Kulturstand ab. Hirten und Landleute verlassen am Morgen ihre Hütten, um sie erst am Abend wieder aufzusuchen, daher Völkerschaften, deren Hauptbeschäftigung Ackerbau und Viehzucht bilden, auch nur zwei Hauptmahlzeiten: den Morgenimbiß und das Abendbrot, kennen.

Diese Einrichtung bestand auch in Israel seit uralten Tagen, daher das talmudische Zeitalter die Einführung dieser beiden Mahlzeiten auf Moses zurückführt. Gelegentlich wurde auch am Tage, etwa zur Mittagszeit, etwas genossen; Schnitter aßen ihr Brot, das sie in Essig tauchten, wie im Buche Ruth zu lesen.

Selbstverständlich war die Essenszeit bei den verschiedenen Ständen verschieden. Als der Gesundheit besonders zuträglich galt das Morgenbrot. — Viele Krankheiten sollen durch das Morgenbrot verhütet werden. Der Imbiß bestand zumeist aus Brod und etwas Zukost; schon früh am Tage sich gütlich thun, galt als verwerflich, als Kennzeichen eines üppigen, schwelgerischen Lebens. Die Zeit für das Frühstück erstreckt sich bis zum Mittag — die Lydier aßen schon in der ersten Stunde, unehrliches Volk in der zweiten, glückliche Erben, denen ein günstiges Geschick alle Mühen der Arbeit ersparte, in der dritten, in der vierten aßen Arbeiter und in der fünften die übrigen Gesellschaftsklassen. Hier und da galt auch die vierte Stunde als Essenszeit für die verschiedenen Gesellschaftsklassen, die fünfte für die Arbeiter und die sechste für die Gelehrten; von da an und weiter, so nahm man an, gleicht alles Essen, dem kein Morgenbrot vorangegangen war, dem Steine, der ins Wasser geworfen wird.

Die Hauptmahlzeit fand am Abend, aber nicht allzuspät, statt: nach talmudischer Anschauung sollte man stets vor völligem Einbruch der Nacht

essen, weil schon der Anblick des Essens an sich in gewisser Beziehung sättige. An der Abendmahlzeit nahmen in der Regel alle Glieder des Hauses teil.

2. Für die Ernährung und Erhaltung des Hauses sorgte in Israel der Mann. Keine der weiblichen Gestalten des biblischen Schrifttums arbeitet für den Mann oder an seiner Statt: Rahel und Lea erscheinen nur so lange als Hirtinnen, als sie Labans Töchter sind; sobald Jacob sie heimführt, weilen sie im Zelt daheim, während er, als Hirte Labans, die Herde auf die Trift treibt; auch die Töchter Jethros, des midianitischen Priesters, treiben das Vieh ihres Vaters zu den Tränkrinnen; sobald aber Zippora die Gattin des Moses geworden, zog er mit den Schafen seines Schwiegervaters in die Wüste. — Die Muße benutzte das israelitische Weib, um Gegenstände für des Hauses Bedarf zu verfertigen; war dieser gedeckt, dann wurdet was ihre Hand geschaffen, dem kanaanitischen Kaufmann zu Kauf dargeboten.

3. Ein anderer Grundsatz, der im jüdischen Haushalte maßgebend geworden, schärft ein, mehr Gewicht auf Kleidung als auf das Essen zu legen: bringe Teures auf deinen Leib und thue Billiges in deinen Leib! Mit aller Eindringlichkeit wird betont, die Art der Ernährung müsse den Vermögensverhältnissen entsprechen: besitzt jemand nur eine Mine, dann kaufe er ein Liter Kraut; besitzt er zehn Minen, dann kaufe er ein Liter Fische; besitz er fünfzig Minen, dann kaufe er ein Liter Fleisch; besitzt jemand hundert Minen, dann setzt man ihm täglich einen Topf auf den Herd. — Nur selbst erarbeitetes Brot schmeckt gut, macht froh und bringt Heil (Ps. 128,2); finster aber ist die Welt für jenen, der auf den Tisch anderer hoffen muß — sein Leben ist kein Leben; darum ziehe lieber dem Aase das Fell auf der Straße ab, mache deinen Sabbath dem Arbeitstage gleich (betreffs des Essens), aber nimm nicht Menschen in Anspruch! Nur derjenige, der Vater und Mutter zu ernähren hat, aber nichts besitzt, darf betteln.

Diesem Grundsatze gemäß war das Mahl, namenlich in der ältesten Zeit, äußerst einfach, was sich am deutlichsten in der Art, wie Abraham seine Gäste bewirtete, zeigte: „Iß Zwiebeln und sitz im Schatten (in Ruhe), iß aber nicht Hühner und Gänse mit anmutigem Herzen! Am Morgen nahm man Brot und etwas Geröstetes oder Milch zu sich, an Abend wurde Fleisch genossen.

4. Mahlzeiten, die mit der Erfüllung einer religiösen Pflicht in Verbindung standen, wie das Mahl bei Hochzeiten, Beschneidungen u. dergl., wurde von solchen, die einfach der Geselligkeit wegen veranstaltet wurden, unterschieden. Gelehrte sollten nur an Mahlzeiten ersterer Art teilnehmen, sollten nie in der Gesellschaft roher, unwissender Menschen zu finden sein: ein Gelehrter, der allenthalben zu Tische bleibt, zerstört sein Haus, macht sein Weib zur Witwe und seine Kinder zu Waisen; sein Wissen schwindet, er entfacht Streit, und sein Wort findet kein Gehör; er entweiht den göttlichen

Namen, den Namen seines Lehrers und seines Vaters und schafft sich und seinen Kindern und Kindeskindern bis an das Ende der Geschlechter einen bösen Namen.

5. Zu größeren Mahlzeiten erfolgten Einladungen. Der gute Ton heischte es, daß man Einladungen, die nicht eindringlich genug geschahen, [illegible]cht leicht Folge leistete; hingegen galt es als ebenso unhöflich, sich lange bitten zu lassen, und als Beleidigung, eine Einladung nicht anzunehmen. 60 Schmerzen befallen den, der die Einladung des Nächsten vernimmt, ihr aber nicht Folge leistet.

Die Tafel wird folgendermaßen beschrieben:

Obenan befinden sich Ehrenplätze für die Vornehmsten, weiterhin für alle Eingeladenen. Längs der Wände ziehen sich Divane, die mit Kissen belegt sind. Die Tische, zumeist für drei Personen eingerichtet, gewinnen durch die Decken, die auf ihnen ausgebreitet liegen, sowie durch Servietten für die Gäste ein freundliches Aussehen. — Die Geräte, zumeist Silber, glänzen, als wären sie neu oder mindestens frisch poliert; Schüssel und Teller, Krüge und Flaschen, Schalen und Becher verschiedener Art und Form sind in Reih und Glied aufgestellt; Messer, Gabel und Löffel liegen friedlich nebeneinander, und auch an Zahnstochern fehlt es nicht. — Seitwärts ruht auf einem Gestelle ein Waschbecken, und daneben befindet sich eine Wasserkanne.

Märchen.

Von J. Sontowsky.

„In einem fernen, fernen Lande liegt ein wunderbarer Garten; viel viel schöner als alle anderen Gärten der Welt!“ So begann der Schmetterling seine Erzählung; die Blumen des Gartens hörten ihm mit glühenden Bäckchen zu, als er ihnen die Pracht und Herrlichkeit des Zaubergartens schilderte, ihnen erzählte, wie dort die Sonne heller strahle, der Mond silberner leuchte, die Lüfte linder wehen als sonst auf Erden. Die Blümchen empfanden eine früher nie gekannte Sehnsucht; am liebsten hätten sie sich auf die Wanderschaft nach jenem wunderherrlichen Gefilde begeben. Der Schmetterling fuhr fort: „Der Garten ist von einer dichten Mauer umgeben, deren Thore sich nur demjenigen öffnen, der sie durch die Macht seines Gesanges dazu zwingt; wem die Natur diese Gabe versagt hat, dem bleiben sie für immer verschlossen. Da war ein kleiner, brauner Käfer, häßlich und unansehnlich, der träumte Tag und Nacht von den Herrlichkeiten des Gartens; in diesen zu gelangen, war sein einziger Wunsch. Er war blind gegen das Gute, das ihn umgab, blind für die Schönheit der Erde, unempfänglich für die Freuden der Jugend, dem Garten galt all sein Fühlen und Denken. Wenn Käferlein sehnsüchtig an der Mauer stand und durch kleine Ritzen hinein zu

schauen versuchte, war er entzückt von der Schönheit der Blumen, die im Garten wuchsen, und betrachtete dann traurig sein eigenes, mißgestaltetes Bild im Bache.

Verließ aber eine der Blumen den Wundergarten, um in den umliegenden Felden Stoff zu neuen Liedern zu sammeln, so war Käferlein hoch beglückt, wenn er einen Blick oder gar ein Wort von ihr erhaschen konnte. „Sieh' nicht immer nach den Blüten, es sind Giftblumen; alles, was in dem Wundergarten lebt, ist schlecht und giftig," warnte man den Käfer. Käferchen lächelte, seine Lieblingsblüten waren keine Giftblumen, das wußte er genau, da war die Rose, die er innig liebte, seit er sie zum ersten Male gesehen, da war das liebliche Maiglöckchen, das ringsumher die Luft mit Wohlgeruch erfüllte. O, die Blumen waren lieblich und schön! War das Maiglöckchen das Bild eines heiteren Frühlingstages, so glich die volle, dunkelrote Rose einem herrlichen Sommermorgen. Die Rose liebte ernste, getragene Melodieen, mächtig wie Gewittersturm ertönte ihre Stimme, wenn sie ein wildes, leidenschaftliches Lied anstimmte; das Maiglöckchen dagegen bevorzugte sanfte, heitere Weisen, seine Glocken klangen hell und rein durch den Garten, drangen noch über die Mauern ins umliegende Land, und verbreiteten überall Freude und Heiterkeit.

Maiglöcklein versuchte, den Käfer singen zu lehren, aber ach, das war eine gar schwierige Aufgabe, denn Käferchen war eben nicht musikalisch und hatte eine sehr dünne, schlechte Stimme. Früher, als er noch ganz klein und jung war, hatte er eine sehr schöne Stimme, aber weil er eingebildet und eitel darauf war, hatte ihm der liebe Gott in gerechter Strafe die Stimme wieder genommen. Es waren schöne Stunden für den Kleinen, wenn die reizende Maiblume ihm mit der Geduld eines Engels wieder und immer wieder vorsang und ihn dann, die Melodie nachsingen ließ. Herrlich schöne Stunden! Und doch durchzuckte ihn manchmal ein bittres Weh, wenn er sich des Unterschiedes zwischen seinem Wollen und seinem Können so recht klar bewußt wurde!

So schwanden die Jahre, aus dem Käferlein war ein alter Käfer geworden, noch häßlicher, als in seiner Jugend. Seine thörichte Leidenschaft aber glühte noch eben so stark in ihm, wie früher"

Hier unterbrach die Tulpe den Schmetterling: „Aber das ist doch gar keine richtige Geschichte, die hat ja keinen Schluß, sage doch, was wurde aus dem dummen Käfer?"

„Keinen Schluß?" erwiederte sinnend der Schmetterling, „was wurde aus dem Käfer? Diese Frage ist schwer zu beantworten, ich kenne das Schicksal des Tierchens nur bis hierhin, einmal träumte ich von ihm."

„Und was träumtest du? Bitte, bitte, erzähle!" baten die Krokusblüten.

Der Schmetterling fuhr fort: „An einem herrlichen Sommerabend war Käferchens Sehnsucht auf's höchste gestiegen; tausend helle Stimmen tönten

aus dem Garten zu ihm herüber, ihn packte wilde Verzweiflung, er erhob seine Stimme und — o Wunder — sie tönte, tönte klar weithin, und es gelang ihm, all seine Sehnsucht, all sein Weh in einem Liede auszusprechen, das Alle, die es hörten, tief ergriff. Plötzlich öffneten sich die Thore; mit einem Jubelschrei sprang unser Käfer in den Zaubergarten und sein trauriges Sehnsuchtslied verwandelte sich in ein Lied der Freude und der Dankbarkeit. Alle lauschten ihm entzückt, sein Herz schlug ungestüm in wilder Freude, er eilte auf seine Lieblingsblumen zu, um sie zu umarmen, aber noch bevor er sie erreicht hatte, sank er tot zu Boden; er hatte alles Glück, das ihm beschieden war, in einer seligen Minute genossen, und dann war sein kleines Herz vor Freude gesprungen."

„Ist die Geschichte auch wahr?" fragte ein Gräschen.

„Ich sagte dir ja," erwiderte der Schmetterling, „daß ich diesen Schluß nur geträumt habe und nicht weiß, was aus dem armen Käferchen geworden ist, ich glaube jedoch, daß sich sein Schicksal in Wirklichkeit wohl ganz, ganz anders gestaltet haben wird und daß er die Gefilde seiner Sehnsucht nie erblickt hat."

Philo.

Biographische Skizze.

Von Dr. J. H. Jacobson.

Gegen das Ende des zweiten Tempels haben zwei gelehrte Jisraeliten durch ihre klassischen Schriften sich vorzüglich ausgezeichnet und ihren Namen unsterbliche Denkmale zurückgelassen: Philo und Josephus.

Philo, auch Jedidjah der Alexandriner genannt, war zu Alexandrien in Egypten etwa 90 Jahre vor der Zerstörung des zweiten Tempels geboren und lebte unter der Regierung des römischen Kaisers Cajus Caligula. Aus einem vornehmen Hause stammend, genoss er eine ausgezeichnete Erziehung, und wurde frühzeitig in allen Wissenschaften unterrichtet, die ein nach Wissenschaftlichkeit strebender junger Mann nötig hatte, und wozu jene Stadt als Sammelplatz der ausgezeichnetsten Gelehrten jener Zeit, so reichliche Gelegenheit geboten. Vorzüglich legte er sich auf Grammatik, Geometrie, Astronomie und fremde Sprachen und that bei anhaltendem Fleisse und unterstützt von herrlichen natürlichen Anlagen sich bald über andere sehr vorteilhaft hervor.

Im blühenden griechischen Stile schrieb er viele Werke, von denen aber nur zweiundvierzig Bücher auf uns gekommen und in fremde

*) Ein Gelehrter, aus Egypten gebürtig, der zu Rom und Alexandrien lebte und viel schrieb. Seine Schrift „Gegen die Juden" ist von Jesefus widerlegt worden in dessen Schrift „Gegen den Apion."

Sprachen übersetzt worden sind. Es sind diese zum Teil Bruchstücke eines grossen Werkes, eines Commentars über die mosaischen Schriften, die er nicht blos nach dem buchstäblichen Sinne, sondern sinnbildlich allegorisch erklärt. In seiner tief-innigen Anhänglichkeit an seine Religion und seine Nation war sein aufrichtigstes Streben dahin gerichtet, den heiligen Schriften das ihnen gebührende Ansehen bei den heidnischen Philosophen zu sichern. Ferner sind es besondere Abhandlungen über den Ursprung des Uebels, über das Leben Mose's, über die wahre Freiheit des Tugendhaften, über das beschauliche Leben, über Ruhm und Ehre, über die Vergänglichkeit der Welt, wie auch noch einige historische Schriften. Einige halten ihn auch für den Verfasser des aprokryphischen Buches „Weisheit Schelomoh's."

Man sollte glauben, dass, da diese Studien ein zurückgezogenes Leben verlangten, und er auch zu einem solchen hinneigte, er sich den öffentlichen Geschäften entzogen habe; und doch war dies gar nicht der Fall, wenn der Ruf zur Thätigkeit an ihn erging, indem ihm das Wohl seiner Nation und Glaubensgenossen zu sehr am Herzen lag. Er zeigte diese Thätigkeit zuerst, als der judenfeindliche Apion*) die Juden bei dem Kaiser Caligula verleumderisch angeklagt hatte, das sie nicht wie alle seine übrigen Unterthanen ihn als einen Gott verehren wollten, indem Philo an der Spitze einer Gesandtschaft nach Rom reiste, um sie zu verteidigen. Aber auf Anstiften eben dieses Apion wurde die Gesandtschaft beim Kaiser nicht vorgelassen und musste unverrichteter Sache wieder nach Hause reisen; Philo aber, der sich ungern abweisen liess, geriet durch seine wiederholten Bemühungen, sich Gehör zu verschaffen, in Lebensgefahr. Nachher schrieb er eine ausführliche und sehr lesenswerte Verteidigungsschrift seiner Glaubensgenossen, welche nach dem Tode Caligula's im Senate zu Rom vorgelesen wurde.

Von seinem übrigen Leben wissen wir nichts weiter, als dass er im Greisenalter noch einmal, jedoch auf eigenen Antrieb, in Rom gewesen und vom Kaiser Claudius sehr gnädig und mit vielen Ehrenbezeugungen aufgenommen worden sei. —

Zur Unterscheidung von einem andern, spätern Philosophen gleichen Namens, wird dieser auch Philo Judäus genannt. Dr. J. H. Jacobson.

Erzählungen aus dem Talmud.

Von Dr. M. Doctor. Breslau.

I.

„Was Gott thut, das ist wohlgethan".

Einst befand sich der fromme und hochgelehrte Rabbi Akiba auf einer Reise. Ermattet kam er eines Abends in ein Städtchen. Dort bat er um

bescheidenes Obdach für die Nacht. Aber die Leute waren schlecht und wollten die schöne Tugend der Gastfreundschaft nicht üben. Wohin auch Rabbi Akiba kam, überall wies man ihm barsch die Thür. Das erzürnte jedoch den frommen Mann nicht, er war von Jugend auf gewöhnt, jedes Ereignis als eine Fügung Gottes anzusehen. Wenn ihm nun etwas Unangenehmes widerfuhr, so erinnerte er sich seines Wahlspruches: „Was Gott thut, das ist wohlgethan", das that er denn auch heut. Ruhig und gelassen verließ er das Städtchen, um im Freien zu übernachten. Da es aber eine stockfinstere Nacht war, so wollte sich der Rabbi wenigstens eine geschützte Stelle aussuchen und zündete deshalb ein Licht an. Kaum aber hatte es einen Augenblick geleuchtet, so kam ein heftiger Windstoß, löschte das Licht aus und schleuderte es zur Erde. Doch Rabbi Akiba wurde auch darüber nicht unwillig. Furcht kannte er nicht, da er wußte, daß Gott ihn überall schützte.

Er gab noch schnell dem Esel, auf dem er geritten war, und einem Hahn, den er bei sich hatte, Futter und legte sich unter freiem Himmel zur Ruhe nieder.

Eben war er sanft eingeschlummert, da kam ein Löwe, der durch sein Gebrüll ihn aus dem Schlummer aufscheuchte.

Bevor er sich noch recht ermunterte, hatte der Löwe den Esel gepackt und trug ihn im Rachen mit mächtigen Sprüngen davon. Es dauerte nicht lange, da schlich sich leise ein Fuchs heran und fraß den Hahn.

Als Rabbi Akiba beim Morgengrauen nach tiefem, erquickenden Schlafe erwachte, da sah er sich verlassen. Seine treuen Reisegefährten waren eine Beute wilder Raubtiere geworden. So trat er denn zu Fuß und allein seine Weiterreise an. Nach wenigen Schritten schon begegneten ihm Scharen von Leuten, die in fliegender Hast aus dem Städtchen kamen. Ihre Kleider waren zerfetzt, zahllose Wunden, aus denen das Blut hervorrieselte, bedeckten ihren Körper.

Voll Mitgefühl erkundigte sich der Weise nach der Ursache ihrer Flucht.

Da sprachen sie: „Diese Nacht hat eine blutdürstige und habgierige Räuberbande unser Städtchen überfallen. Die Bewohner wurden erschlagen und ihrer Güter beraubt, nur wenige blieben am Leben, um als Sklaven verkauft zu werden. Wir sind die einzigen, welche mit Mühe dem Blutbade entronnen sind. Nichts ist unser als das nackte Leben." Rabbi Akiba hatte der Erzählung tief bewegt zugehört. Denn wieder einmal in seinem wechselvollen Leben hatte sich sein Wahlspruch glänzend bewährt.

Wäre er in der Stadt geblieben, so hätte er gewiß das schreckliche Los ihrer Bewohner geteilt. Wäre das Licht nicht erloschen, so hätte sein Schein den Aufenthaltsort des Rabbi verraten; wären der Esel und der Hahn nicht durch wilde Tiere umgekommen, so hätten sie durch ihre Stimme die Aufmerksamkeit der Räuber auf ihren Herrn gelenkt. So hatte ihm Gott wieder

wunderbar in Lebensgefahr beigestanden, und wiederum hatte sich sein Wahlspruch in seiner ganzen Wahrheit gezeigt:

„Was Gott thut, das ist wohlgethan.“

Lustige Ecke.

Knabe (vor einem Schaufenster, in dem allerlei Süssigkeiten ausgestellt sind): „Wenn ich nicht Zahnschmerzen hätte, würde ich mir Bonbons kaufen, wenn ich Geld hätte.“

Kindermund. Ernst: „Heute bin ich, die Emma und die Mizi gegangen, um die Adele abzuholen“ — Fritz: „Man sagt nicht: „ich, die Emma und die Mizi, sondern, die Emma, die Mizi und ich . . .“ — Ernst: „O nein, der Herr Lehrer hat gesagt, ich ist immer die erste Person!“

Der Lehrer lässt in einer Klasse Beispiele zu dem Sprichwort „Borgen macht Sorgen“ bilden, und richtet forgende Frage an die Klasse: „Wenn ich mir beim Schneider ein Paar Hosen bestelle, und ich kann sie nachher nicht bezahlen — was habe ich dann?“

Der kleine Fritz: „Pumphosen.“



Wer erräť's?

Die Namen derjenigen Abonnenten, die in den ersten 8 Tagen richtige Lösungen an uns gelangen lassen, werden in dem nächsten Hefte veröffentlicht:

I.

Raphael { Rind, April, Pharao, Aron, Elieser, Lea } Arnold

II.

Heinrich, Osten, Linde, Lerche, Altona, Hase, David = **Holland**

III.

D um heit = Dummheit.

Rätsel:

I. **Rebus.**

thut selten gut

Man

II. Silbenrätsel.

Aus den Silben:

al, an, ar, be, ber, ber, del, ha, ler, lin, man, na, ra, se

sind 7 Wörter zu bilden, die bezeichnen: weibl. Vorname, deutsche Stadt, Vogel, Berg im deutschen Mittelgebirge, Nagetier, Nebenfluß der Weser, Frucht. Die Anfangsbuchstaben ergeben den Namen eines Stammes.

Einges. von Heinrich Hepner-Schöneberg b. Berlin.

III. Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 = Ein König in Juda
6 4 8 5 = „ Mädchenname
3 4 9 3 2 8 = „ Richter in Israel
5 10 7 5 11 5 9 = „ Stammvater
4 12 5 13 4 8 = „ europ. Königreich
5 8 12 2 8 = „ männl. Vorname.

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen eines Propheten. Eingef. von Jenny Sobersky-Berlin.



Briefkasten

des „Onkel Jugendfreund."

Die Zuschriften sind mit folgender Adresse zu versehen

Redaktion

des Israel. Jugendfreund

Berlin N., Christinenstr. 36.

Herrn M. P. Die Nachnahmesendungen machen uns selbst kein Vergnügen, wie Sie sich wohl denken können. Es wäre uns gewiß weit angenehmer, wenn Sie uns durch rechtzeitige Zusendung des Betrages — am zweckmäßigsten für mehrere Quartale im voraus — viel Arbeit und Umstände, die die Nachnahmesendungen uns verursachen, ersparen würden. Für Empfehlung und Angabe der Adressen besten Dank! Mit dem Erfolge sind wir zufrieden.

Toni und Sophie Z. in H. Ich will Eure Bitte erfüllen, erwarte aber, daß auch Ihr Euer Versprechen haltet.

Georg Jacob in Wongrowitz. Die Silben müssen alphabethisch geordnet sein.

M. A. in H. Das Gedicht des jungen S. M. ist für unser Blatt zu lang und läßt inbezug auf die Form noch manches zu wünschen übrig. Der Inhalt würde sich in ungebundener Form recht gut eignen.

Moritz Meyer in Freiburg. Dein Vorschlag soll Berücksichtigung finden. Willst Du auch dazu beitragen?

Hermann Rector in Berlin. Ein Aufsatz über Tierschutz in Bibel und Talmud erscheint in einer der nächsten Nummern.

Moritz Hartog in Aachen. Auf diese Weise werden nicht rätselhafte Inschriften gemacht; dann brauchte man ja nur z. B. irgend ein Sprichwort auseinander zu zerren, und man hätte eine „rätselhafte Inschrift".

Ernst Collin in Berlin. Du wirst wohl einsehen, daß ich als Redakteur des „Israel. Jugendfreund" Dein sonst sehr nettes Briefchen nicht veröffentlichen kann.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Flanter, Berlin N., Christinen-Straße 36.
Druck von L. Wechselmann, Berlin C., Neue Schönhauser-Straße 11.